

(Nachdruck verboten.)

72)

## Esther Waters.

Roman von George Moore.

(Schluß.)

Sonntags hielten sie stets ihre Andachtsstunden ab. Nicht allein von unten aus der Kleinen Stadt, nein, auch schon von viel weiter her kamen die Leute an. Diese Tage waren für Esther die glücklichsten ihres ganzen Lebens. Sie war zufrieden mit der friedlichen Gegenwart und wußte, daß Mrs. Barfield ihr eine Kleinigkeit hinterlassen würde, wenn sie starb. Trotzdem waren alle Sorgen noch nicht von ihr gewichen. Ja! schien noch immer keine dauernde Anstellung in London bekommen zu können, und ihr Lohn war so winzig, daß sie ihm davon nicht viel schicken konnte. So ließ sie denn zunächst noch der Unbild seiner Handschrift auf einem Briefcouvert jedesmal erzittern, und mitunter zeigte sie Mrs. Barfield den Brief erst Stunden, nachdem sie ihn empfangen hatte.

Eines Sonntagvormittags gingen die beiden Frauen zusammen spazieren den Berg hinauf, und Esther sagte:

„Ich habe einen Brief von meinem Jungen bekommen, gnädige Frau. Ich hoffe, er schreibt mir darin, daß er endlich wieder Arbeit gefunden hat.“

„Ich fürchte, ich werde ihn hier nicht lesen können, Esther; ich habe meine Brille nicht bei mir.“

„Es schadet nichts, gnädige Frau. Dann warte ich eben noch.“

„Aber geben Sie mir ihn doch einmal her! Vielleicht geht es doch! Er schreibt ja eine große, leserliche Handschrift. Vielleicht kann ich ihn doch lesen.“

Und sie entfaltete das Blatt und las:

„Meine liebe Mutter! Die Stelle, von der ich Dir in meinem letzten Briefe schrieb, war schon vergeben, als ich hinkam. Also muß ich in dem Spielwarenladen so lange noch bleiben, bis ich etwas Besseres finde. Aber ich bekomme hier bloß sechs Schillinge die Woche und meinen Thee, und damit kann ich nicht ganz auskommen.“

„Dann kommt etwas — etwas — von dreieinhalb Schilling die Woche — bezahlt — etwas von Bett — etwas — ja, ich kann es doch nicht ganz lesen.“

„Ich weiß schon, was das ist. Er schläft in einem Bett mit dem ältesten Jungen.“

„Nichtig, das ist es, und er will wissen, ob Sie ihm nicht helfen könnten. Hier steht es: „Ich will Dich nicht gerne belästigen, liebe Mutter, aber es ist sehr schwer für einen Jungen, in dem großen London sich sein Brot zu verdienen.“

„Ich habe ihm aber schon mein ganzes Geld geschickt; vor dem nächsten Ersten werde ich keines mehr haben.“

„Ich werde Ihnen welches leihen, Esther; wir können doch den Jungen nicht verhungern lassen. Mit zweieinhalb Schilling die Woche kann er in London nicht leben.“

„Sie sind sehr gütig, gnädige Frau! Sehr! Aber ich möchte von Ihrem Gelde nicht gerne etwas nehmen. Wie sollen wir denn sonst den Garten geräumt bekommen während des Winters?“

„Es wird schon gehen, Esther. So oder so. Der Garten muß eben warten, die Hauptsache ist, daß Ihr Junge nicht mehr in London sitzt und hungert.“

Wieder gingen die beiden Frauen weiter den Berg hinauf. Als sie oben angelangt waren, sagte Mrs. Barfield:

„Ich habe schon seit Monaten nichts mehr von Mr. Arthur gehört. Wissen Sie, Esther, daß ich Sie um diese Briefe beneide, in denen Sie Ihr Junge um Geld bittet? Welchen Zweck hat denn für uns das Geld, außer um es unsern Kindern geben zu können; um andern helfen zu können! Das ist doch das einzige wirkliche Glück auf dieser Erde.“

Sie befanden sich jetzt in der Nähe des alten, aus Ziegelsteinen erbauten Farmhauses, in dem Mrs. Barfield geboren war.

Mrs. Barfield mußte an jene lange schon hinter ihr liegenden Tage denken, an denen ihr Verlobter hierher geritten kam, sich rasch von seinem Pferde schwang und an ihrer Seite den Gartenweg hinauf dem Hause zuschritt. Dann hatten sie geheiratet und waren in das italienische Haus hinüber-

gezogen hinter den dichten Baumgruppen. Das war eigentlich das einzige große Ereignis ihres ganzen Lebens gewesen. Sie wandte sich um und blickte auf das Meer hinaus. Jenseits berührten die Baumgruppen von Woodbiew den Horizont. Ein wenig weiter nach rechts sank diese Linie etwas herab und man sah zwischen den andern Baumstämmen hindurch die Dächer der Kleinen Stadt schimmern. Ein Zug wand sich schlängelig über die dünnbeinige Brücke hinüber. Der verschilfte Fluß ergoß nach wie vor sein trübes Gerinnsel in den Hafen hinein, und der so kunstvoll errichtete Damm schützte Felder und Acker vor einer Ueberschwemmung durch das Meer. Nach einer Weile sahen sie den Zug hinter dem vier-eckigen, altmodischen Kirchturm verschwinden. In dem kleinen Kirchturm hinter diesem Turm lag ihr Mann begraben, ihr Vater, ihre Mutter und alle ihre Verwandten. Auch sie würde nun wohl bald dort liegen! Wie lange noch? Höchstens ein paar Jahre! Ihre Tochter lag weit, weit fort von hier in der Erde Aegyptens. Sie aber hatte ihr ganzes Leben hier verbracht auf diesem Flecken Erde, mit einziger Ausnahme: der paar Monate, die sie am Krankenbette ihrer Tochter in Aegypten verlebte hatte.

Und das war ihr ganzes Leben gewesen, der Uebergang aus dem alten, rotgeiegelten Farmhause über die paar Felder und Acker nach dem gelben italienischen Haus hinter den Bäumen.

Und für Esther hatte diese öde Landstrecke fast ebensoviel Bedeutung wie für ihre Herrin!

Hier hatte sie William kennen gelernt. Hier war sie mit ihm spazieren gegangen. Hier war er geboren und herangewachsen. Und jetzt lag er weit von hier entfernt auf dem Dromptonkirchhofe; sie aber war hierher zurückgekommen.

Und das geheimnisvolle Weben der unsichtbaren Mächte des Geschicks verblüffte fast die ungelehrte Denkweise des einfachen Weibes.

„Haben Sie je wieder von Fred Parsons gehört?“ fragte Mrs. Barfield Esther auf dem Rückwege.

„Nein, gnädige Frau; ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist.“

„Wenn Sie ihm nun aber noch einmal begegnen sollten, würden Sie ihn heiraten wollen?“

„Noch einmal heiraten! Ich! Noch einmal das ganze Leben von vorn anfangen! All' die Mühsal und Wirrsal noch einmal beginnen! Nein; warum? Ich habe jetzt nur noch ein Ziel im Leben, das ist, meinen Jungen in einer ordentlichen, festen Stellung zu sehen.“

Schweigend schritten die beiden Frauen weiter dahin. Sie kamen an langgestreckten Ruinen von Ställen, Schebern, Heuböden, Holzschuppen und so weiter vorbei. Sie gingen zurück nach dem Garten. Man konnte jetzt eintreten, wo man wollte; der Zaun war fast überall morsch und zerfallen, und der Garten sah aus wie eine Wildnis. Die kleinen Apfelbäume verschwanden fast unter dem sie umringelnden, hoch emporgeschossenen Unkraut, und andres niederes, allzu üppig sprühendes Unkraut hatte sämtliche Wege überwuchert. Von den Treibhäusern war fast nichts mehr übrig als ein paar zerbrochene Glasscheiben und ein schwarzer, verräucherter Schornstein. Eine mächtige Buche hatte in ihrem Falle ein Sommerhäuschen mit ungerissen, und unter den triefenden Bäumen saß ein verlassenere Pfau und schrie in herzerreißenden Tönen nach seiner verschwundenen Gefährtin.

„Ich glaube nicht,“ sagte Mrs. Barfield, „daß Jack in diesem Winter noch eine gute Stelle wird finden können. W- werden ihm vorläufig sechs Schilling die Woche schicken; das zusammen mit seinem Verdienst wird dann schon ausreichen, um sein Leben zu fristen.“

„O, reichlich, reichlich! Aber wovon sollen denn dann die Arbeiter bezahlt werden, die den Garten aufräumen sollten?“

„Wir werden dann eben nicht den ganzen Garten räumen lassen können; aber Jim wird uns schon ein ordentliches Stück herrichten, groß genug, um unsre Frühjahrgemüse und etwas Kartoffeln zu pflanzen. Zunächst müssen diese Apfelbäume umgehauen werden; und ich fürchte, man wird auch den Balmuhbaum niederlegen müssen. Er ist zu mächtig. In seiner Nähe kann gar nichts andres mehr wachsen. Und diese Menge Unkraut! Hat man schon je so etwas gesehen? Und

„Doch ist es kaum zehn Jahre her, daß wir Woodbivem zum erstenmal verließen. Seitdem hat allerdings keiner mehr für den Garten etwas gethan. Ja, die Natur braucht nicht lange Zeit zur Vernichtung; ein paar Jahre nur, ein paar kurze, kurze Jahre!“

XLVIII.

Den ganzen Winter hindurch hatte der Nordwint über die Hügel gepfiffen und geheult. Eine Menge Bäume waren im Park umgerissen worden, und Ende Februar sah Woodbivem öder und trauriger aus denn je. Die Wege im Garten waren durch herabgefallene Zweige versperrt, und die mächtigen, umgefallenen Stämme zeigten ihre traurigen Wunden. Die beiden Frauen saßen abends mit ihrer Arbeit da, horchten auf das Geheul des Sturmes und dachten über die Arbeit nach, die ihrer harrte, sowie das Wetter milder geworden sein würde. Mrs. Barfield hatte es ermöglicht, im Laufe des Winters ein paar Pfund beiseite zu legen, und an dem Tage, da Jim den Garten von den Aepfelbäumen zu räumen begann, wich sie kaum von seiner Seite und konnte keinen Augenblick ihre Blicke von ihm abwenden. Zum Teil wurde ihr das Vergnügen des Tages freilich wieder durch den Gedanken vergällt, daß ihr Sohn an dem gleichen Tage in den großen Steeple-chase-Rennen mitritt. Sie hatte Furcht; sie war besorgt um sein Leben, um seine Sicherheit; sie konnte die ganze Nacht hindurch nicht schlafen und eilte zu sehr früher Stunde schon hinunter in den Garten, um sich von Jim die Zeitung zu holen, welche er ihrem Auftrag gemäß bringen sollte. — Es dauerte einige Zeit, bevor er das Papier aus dem zerfetzten Futter seiner Tasche herauswinden konnte.

„Er ist nicht unter den ersten dreien,“ sagte Mrs. Barfield mit einem Seufzer der Erleichterung. „Ich weiß schon immer, daß er in Sicherheit ist, wenn ich seinen Namen nicht unter den ersten dreien finde. Ich muß aber den weiteren Bericht des Rennens lesen, um zu sehen, ob kein Unglück passiert ist.“

Sie wandte das Blatt um.

„Gott sei Dank!“ rief sie, „es ist nichts passiert. Sein Pferd war das vierte.“

„Ich glaube, Sie quälen sich ganz unnötig, gnädige Frau. Einem so ausgezeichneten Reiter wie Mr. Arthur, dem passiert so leicht nichts!“ sagte Esther.

„Gerade die besten Reiter werden oftmals getötet, Esther. Ich habe nie einen Augenblick der Ruhe oder des Friedens von dem Moment an, da ich weiß, daß er in einem Rennen mitreitet wird. Wenn ich nun eines Tages in der Zeitung lesen würde, daß ihm ein Unglück zugestoßen sei!“

„Wir dürfen an solche Dinge gar nicht unnötig denken, gnädige Frau. Wenn nun morgen ein Krieg ausbräche, was sollte ich da wohl thun? Nach all dieser Mühe, die ich gehabt habe, um meinen Jungen groß zu ziehen, und nach all der Arbeit, die ich für ihn verrichten mußte! Aber an solche Dinge denke ich gar nie; ich sage mir immer, das Beste ist es, ruhig weiter zu arbeiten und für unsre Kinder alles zu thun, was wir nur können.“

„Ja, Esther, das ist in der That alles, was wir thun können, arbeiten, arbeiten, immer weiter arbeiten bis zum Ende! Ihr Junge sollte heute wieder herkommen, nicht wahr?“

„Ja, gnädige Frau. Um zwölf Uhr soll er hier sein.“

„Sie sind eine glücklichere Mutter als ich, denn ich lebe beständig in dem Zweifel, ob ich meinen Sohn überhaupt je wiedersehen werde!“

„O, gnädige Frau! Natürlich werden Sie ihn wiedersehen! An einem dieser Tage wird er schon frisch und gesund wieder ankommen. Ich sage mir immer, wenn ich einen trüben Gedanken habe: „Es wird nun bald wieder besser werden.“ Nun aber muß ich an meine Arbeit gehen. Ich muß ins Haus zurück. Bleiben Sie noch hier, gnädige Frau, oder kommen Sie mit mir herein?“

„Ich denke, ich werde noch hier bleiben. Ich sehe den Leuten gern zu beim Arbeiten.“

„Es ist aber nicht gut für Sie, hier auf der nassen Erde herumzustehen.“

Mrs. Barfield lächelte freundlich und nickte Esther zu. Und diese blieb an der Hausthür stehen und blickte nach ihrer Herrin zurück, welche da stand, um dem Forträumen des zehnjährigen Verfalls und Unkrauts zuzusehen, und mit dem gleichen tiefen Interesse dem Pflanzen einiger Erbsen, Kohlköpfe und Kartoffeln anwohnte, wie früher dem Einsetzen der kostbarsten und seltensten Pflanzen und Blumen. Sie stand da auf den Ueberresten eines einst mit Kies bestreut gewesenen Gartenweges. Die nasse, schwere Erde heftete sich fest an ihre Stiefel, während sie von weitem Jim zusah, wie er ganze Arme

voll Unkraut auf seiner Karre davonfuhr. Würde er, dachte sie, im Stande sein, dies Stückchen Erde im Laufe dieser Woche für sie bereit zu machen? Was sollte sie mit dem mächtigen Walnußbaum anfangen? In seiner Nähe konnte nichts wachsen und gedeihen. Jim fürchtete aber, daß er allein nicht im Stande sein würde, das mächtige Ungetüm von Baum fortzuschaffen. So schlug Mrs. Barfield dem vor, den Baum Zweig für Zweig abzufügen, aber Jim war nicht sicher, daß dies viel nützen würde. Der Stamm blieb dann doch eben so mächtig wie zuvor. Und fort mußte er doch! Denn seine riesigen Wurzeln entzogen dem Boden ringsherum die ganze Kraft. Und so lange er dort stand, konnten sie nicht auf viel Erfolg von ihrem Pflanzen und Säen hoffen. Nun fragte Mrs. Barfield, ob der Erlös des Holzes wohl die Arbeit des Fällens ausgleichen könnte. Jim hielt in seiner Arbeit inne, stand da, auf seinen Spaten gestützt, und dachte nach, ob er nicht jemanden unten im Städtchen kannte, der, wenn er das Holz geschenkt bekäme, den Baum umsonst umbauen und fortschaffen würde. Es sollte doch wahrhaftig den einen oder den andern solchen Menschen unten im Städtchen geben, aber eigentlich hielt er das für Verschwendung.

Mrs. Barfield mußte entschieden etwas für den Baum bekommen, denn Walnußholz war ein sehr kostbares Holz, wurde von den Möbelfabrikanten teuer bezahlt und mußte Geld einbringen.

Um zwölf Uhr mittags gingen Esther und Mrs. Barfield wieder hinaus in den Garten. Ein scharfer Wind blies vom Meer herauf und schüttelte die immergrünen Sträucher so heftig, als wäre er böse auf sie.

Die Frauen zogen ihre Mäntel fester um die Schultern. Jetzt sahen sie den Zug über die dünnbeinige Brücke fahren, und beide dachten nach, wie lange Jack wohl nun noch brauchen würde, um vom Bahnhof herauf zu kommen. Der Wind war rauh, er peitschte von Zeit zu Zeit die immergrünen Sträucher von unten herauf auseinander wie Regenschirme; das Gras war noch nicht heraus aus der Erde, und die graue Farbe des Meeres harmonierte vollkommen mit der graugrünen Farbe des Erdbodens. Auf dem freien, vom Winde umtobten Grasplatz standen die beiden Frauen und warteten. Der Wind peitschte ihnen die Röcke um die Beine, und mit Mühe nur konnten sie ihre Hüte auf den Köpfen festhalten. Es war zu kalt, um lange so still zu stehen. Sie wandten sich wieder und gingen ein paar Schritte dem Hause zu. Dann wandten sie sich wieder um und blickten zurück.

Ein großer, junger Mann kam jetzt durch das Gartengitter geschritten. Er trug einen langen Mantel und seine kleine Mütze sah ihm schräge auf den kurzgeschorenen Haaren.

Esther stieß einen leichten Schrei aus und rannte ihm entgegen.

Er schlang die Arme um seine Mutter und küßte sie zärtlich, und zusammen gingen sie dann Mrs. Barfield entgegen. In der tiefen Glückseligkeit dieses Augenblicks war für Esther aber auch alles vergessen. In diesem Augenblick empfand sie nur das tief beseligende Bewußtsein, daß sie das Ziel ihres Lebens erreicht, daß sie ihr Werk gethan hatte. Sie hatte ihn zum Manne, zum kräftigen Manne erzogen, und hierin mußte sie auch ihre ganze Belohnung finden. — Sie sah ihn bewundernd an; welch ein prächtiger, schöner Junge er doch war! Sie hatte eigentlich gar nicht gewußt, daß er so schön sei; und während sie vor Vergnügen, vor Stolz und vor Glück erröthete und ihn schüchtern von der Seite her immer noch betrachtete, stellte sie ihn ihrer Herrin vor.

„Dies ist mein Sohn, gnädige Frau.“

Mrs. Barfield reichte dem jungen Manne freundlich die Hand.

„Ich habe schon viel, sehr viel von Ihrer Mutter über Sie gehört,“ jagte sie.

„Und ich noch mehr von Ihnen, gnädige Frau. Sie sind immer so sehr gütig zu meiner Mutter gewesen. Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen je dafür genügend danken soll.“

Und schweigend wandten die drei ihre Schritte dem Hause zu. —

## Große Berliner Kunstausstellung.

### II.

Obgleich man doch annehmen muß, daß auch diese Malergeneration, die hier vertreten ist, ihren Nachwuchs hat, der vielleicht die künstlerischen Schwächen überwinden kann, hat man es doch für nötig gehalten, diesen ganz zurückzudrängen. Auch innerhalb dieser Kreise — das nehmen wir doch immer noch an — wird es Jüngere geben, die ringen und neugestalten wollen. Trotzdem beherrscht das

Alter den Plan, das Alter, das sich schon oft genug zur Genüge ausgegeben hat. Es ist also kein Gesamtbild etwa, das sich hier ergibt, sondern ein ganz einseitiges Bild deutscher Kunst. Mit Raumangel ist das nicht zu entschuldigen. Es ist offenbare Absicht, im eignen Hause sich als Herr zeigen zu wollen. Aus diesem Grunde geht man so verschwenderisch mit den Wänden um, daß Maler, die schon längst bekannt und abgethan sind, hier mit Kollektivausstellungen prunden, als gälte es, ihnen erst Ansehen zu verschaffen. Am tollsten und größten treibt es Hemistolltes von Eckenbrecher. Er ist mit mehr als 80 Arbeiten vertreten, von denen eine immer feber als die andre ist. Wie Delbrück wirken diese Bilder. Sie sind von der Art, wie man sie schon vor zehn Jahren verachte. Die Photographie ist eine hohe Kunst dagegen. Immerhin besser ist der sattem bekannte Hermann Schöne. Er giebt allerdings auch nur das allerthätigste. Einige kleine „Städtchen“ sind doch wenigstens etwas. Sonst muß man auch hier ein Fragezeichen vor die ganze Kunst setzen. 80 Bilder hat er hier. Ebenso steht es mit Alfred Schwarz. Meist sind sie affektiert und platt. Nur das Bild von „Hl. Agathe M.“ ist wenigstens natürlich und „Hl. A. Wöllner“ wenigstens einfach. Aber wenn jemand das Malen von Porträts sich so zur Hauptaufgabe macht, dann sollte er sich einmal fragen: was bezweckt ein solches, was will es? Schwarz ist mit 15 Bildern vertreten. Neben Sichel's sentimentalem Geimpel und Piesels kallig-bunter Kunst, neben Ziegler's platten und leblosen Bildnissen, neben Fechner's abziehbilderartigen Porträts ist Schwarz allerdings schon etwas besser. Nur Uth rechtfertigt künstlerisch seine Kollektivausstellung. Er hat allerlei feine Stimmungen. Ein Platz im Nebel. Feine Interieurs. Studien von Höfen. Eine Dorfstraße. Leberblid über Dächer. Farbige seines Sehen zeigt er. Er geht die malerischen Effekte energisch hin. Und dann wird er wieder ganz weich. Kuberschl's (München) Kollektivausstellung zeigt nur tonlose und verwischene Sachen. Hauptächlich sind es Landschaften, die hier am ehesten noch befriedigen können. Die Natur zwingt, wenn überhaupt im Künstler noch Ehrlichkeit lebt, zur Wahrheit und Einfachheit. Um nun diese Bilder zu finden, müssen wir in den Nebensälen suchen. Da finden wir künstlerische Bescheidenheit. Da finden wir ein Suchen, und kein geräuschiges Proben. Eine Ahnung von Kunst lebt hier noch. Und Farbigkeit wird nicht zum Gemengsel und Gemansche. Ein farbig gelungener „Wintermittag“ von O. Adermann. Eine schwere Dorfstimmung von Altenkirch. Ein kräftiger „Sonnenuntergang“ von Baer. Flügelnder Bauer („Frühling“) von Becker. „Heidelandschaft“ von Bedmann. Eine feine „Giesta“ von Burget. Ein lichter „Florentiner Garten“ von Duffe. Ein malerischer „Sonnenuntergang“ von Couriens. „Bei Chatam“ von Erone, wo die Farben gut aufgelöst sind. Ein in Graugrün zusammengefügtes „Portrait“ von Maria Davids. Dettmann zeigt in „Altes Haus im Mondlicht“, was er früher war. Seine andren Sachen sind schlecht. Er wirtschaftet jetzt mit dem grellen Regenbogen, den er überall anbringt, und mit sentimentalen Motiven. Breite, eigen gesehene Landschaften in grauer Tempera von Dill. Ein „Märktisches Dorf“ von Douzette. Einfache landschaftliche Motive von H. Esche. Richte Stimmung (Wiese und Wald) von Fehr. Oskar Frenzel hat einen ganzen Saal angefüllt. Seine Arbeiten sind ruhig. Er übertreibt nicht. Wald, blaues Wasser, weite Flächen stellt er in kleinen Stücken oft bescheidenlich zusammen und erreicht da eine einseitlich-intime Wirkung. Riesengebirgsstimmungen von Freudenmann. Ein Eisbar an einer Klippe von Frieze. Stimmungsvolle Studien von Fanny v. Geiger-Weishaupt. Eine warme „Abendsonne“ von Margot Grube. Lebendige Farben in „Blumen“ und „Alte Frau“ von A. Galmi. Breite und große Wirkungen erstreckt H. Hensch. Ernst Harbt giebt fein beleuchtete „Häuser am Wasser“. Heimes einen farbigen „Wintertag“. Schwer, aber feierlich in der Stimmung ist „Sonne im Winkel“ von Hermanns. Hans Hermann giebt, wie vor Jahren schon, Marktscenen, meist aus Holland. Frisch gesehene Landschaften von Hoch. Dunkelbraunes Gemauer im Grünen stellt Hoffmann's Fallersleben zusammen. Feinen Luftstimmungen geht J. J. J. nach. Breite, beinahe dekorative Wirkung holt Kahler-Eichberg aus der Mark heraus, wobei er zuweilen zu sehr ins Außerliche verfällt. Marie Keller malt rote Stellen, natürlich, ohne Präntension, ein übertrieben geschmackvoll arrangiertes Stillleben zu schaffen. Von Klotz erstreuen wieder garte märktische Stimmungen. Ein vielversprechendes Talent ist Alex. Koster. Seine vier Arbeiten zeigen Enten im Wasser, in verschiedenen Beleuchtungen, so farbig frisch gesehen, daß einem die Bilder sofort auffallen. Dettmann gab einmal in seiner früheren, guten Zeit ein ähnliches Motiv in gleicher Frische.

Außer diesen sind noch folgende Namen anzuführen: Kuhnert (feinfarbige Geierperlhühner), Neues (Motive aus der Mark), Munkácsy (farbig fein), der ein wenig kalte Nordenberg, Dbst (busstig), D. Lhnyá von Town (feingestimmt), Priem (breit wogende Felder), Rettich (frisch und lebendig), Emmy Schulze (eigen gesehen), Segisser (eigenartig in der Erfassung des Landschaftlichen), Stern (Hoffstimmung), Thierbach (Dorf zwischen Höhen in seinem Licht), Ubbelohde (Wälder im Korn), Vorgang (ein lichter Sommertag), Anna Wollenhauer (einfache Waldstudie), Frieda Ehrhardt (Kinderbild), Grohmann (rote Häuser).

Von Dresdenern sind noch zu nennen: Joh. Müller, Pietschmann, Kolbe, Krause; von Karlsruhern Nagel, Göhler, Pfarz;

von Berlinern Müller-Schönfeld, Denike, Charlotte Roland, Saltmann, Lürde, Wildhagen, Feldmann, Geyer, Hertel, Kallmorgen, Klein-Chevalier, Köhly, Langhammer, Diebte, Looschen; von Düsseldorfern Nikutowski, Wille, Jungheim, Kämpf, Liesegang; von Münchenern Palmis, Thallmaier, Matingzed. Diesen schließen sich an: Müller-Kaempf (Hamburg), Rettich (Medlenburg), Holzappel (Kassel), Mathies-Rajuren (Galle). Unter den Holländern fallen Melchers und Messdag auf.

Unter den guten Arbeiten überwiegen Düsseldorf, München, Dresden. Unter den Berlinern sind auffallend viel Damen.

Der große Saal, in dem die Plastik zum großen Teil Aufstellung fand, hat eine neue Wandbekleidung in Graugrün erhalten. Frieze ziehen sich oben herum und Blumen unterbrechen mit ihrem Grün die Monotonie. So wird die Einförmigkeit der Bildhauerkunst einigermaßen wohlthuenend verdeckt. Dem auch hier herrscht eine erschreckende Erfindungsarmut. Und die wenigen Motive, die scheinbar eine Abwechslung hineinbringen, sind einem schon von andersher bekannt. Leider hat man gerade wieder bei solchen inhaltlich besseren Stücken die Empfindung, der Erfinder wäre darauf gekommen, weil sich solche Motive im Lauf der letzten Jahre als wirkungsvoll erwiesen. So z. B. begegnet man mehrfach einem Stier. Quailon hatte auf der Frühjahrsausstellung einen solchen. Ernst M. Geyger, der auch mit einem Stier vertreten ist, zeigt originales Fühlen in seiner Schöpfung. Eine kraftvolle, elementare Wucht lebt in diesen Gliedern. Es ist eins der besten Stücke. So scheinen denn die Sachen, die man stofflich schon als neu begrüßt, nicht einem inneren Drange des schaffenden Künstlers zu entsprechen. Doch diese Werke sind auch wenig hier. Sie sind zu zählen. Sonst giebt es wieder die übliche Auswahl. Man kann solche Künstler nicht namentlich nennen, sondern sie werden nach Massen rubriziert. Da sind erstens einmal solche, die unentwegt irgendwelche offiziell und patriotisch bekannte Persönlichkeiten oder historische Köpfe in Gips oder Marmor nachbilden. Ihr Streben scheint künstlerische Kraft von vornherein auszuspalten. Sie übertragen photographisch augenblickliche Treue und Trivialität auf die plastische Arbeit und geben schlecht und recht die Oberfläche wieder, die sie eben nur sehen. Nirgends ein Bilden, nirgends ein Wollen. Dann kommen solche, die mit Vorliebe weibliche Alte, weniger männliche, hinstellen. Auch sie löblich sanft und nicht nach der Natur arbeitend, sondern die strengen, harten Linien phantasievoll verschönernd, so daß etwas herauskommt, was nie und nirgends Begebnis war, sondern in der lahmen Einbildungskraft der Schöpfer besteht und die ebenso lahme Einbildungskraft müßig schlendernder Besucher gemüthlich anregt. Nicht genug zu verdammen ist diese Fälschung der Natur. Man stelle neben solch weichlich-süßliches Werk einen Meunier! Doch diese Plastikler wären noch zu verstehen. Dem ihre Natur ist so. Nun kommen aber die, die einen weiblichen Alt effektiv darpieren. Sie leitetieren und reizen mit halbverhüllter Nacktheit, stellen irgend einen hohlen Phantasieförper hin, hängen ihm Schmutz um Hals und Stirn, und nennen dieses unkünstlerische Werk andeutend: „Favoritin“. Oder: „Skabin“. Dann liegt diese süße Gestalt gelüchelt am Boden. Schön muß sie auf jeden Fall sein. Aber nicht nach den Schönheitsregeln, die die einfache, wahre Natur bildet, sondern nach der Phantasie spekulierender Künstler, die dann die einzelnen Körperteile auch recht ins Licht setzen. So fehlen allenthalben die Ziele. In bequemer Weise geht die Kunst hier ihren Gang, Konjunturen auswendig, bewährte Motive von neuem ausschladhtend. So kommen noch die hinzu, die in Allegorie arbeiten. „Eine Mutter“. Oder: „Seelentampf“. Bei einer solchen Allegorie geht es meist etwas aufgeregt und wüßt zu, um die Hohlheit durch eine äußerlich große Geberde zu verdecken. Weit aufgerissene Augen. Häufte. Geprägte Finger. Oder sie setzen eine — in diesem Fall natürlich belleidete — weibliche Figur auf einen vieredigen Steinklotz, auf dem steht: „aux morts“. Natürlich muß es französisch sein; „Den Toten“, das wäre zu einfach. Außerdem hat's Bartholomäus so gemacht. Ueberhaupt wird viel und gern mit dem Tod gewirtschaftet. Dann sieht man recht viel Dadel getreulich und ohne Kunst nachgebildet. Es giebt eben viele Jagdliebhaber. So familiär wirkt das alles. Als süßten sich die Künstler alle unter sich. Einer giebt sogar eine weibliche Büste, schreibt darunter: „Meine Schwester Illa“. Oder ein andern: „Der Herr Bankdirektor Mayer“. Immer mit voller Namensnennung. Damit zugleich die einzige Rechtfertigung ihres Werks andeutend. Einer schreibt sogar unter einen lebensgroßen Alt „Gretchen“.

Eine frische Bildnisstudie von Arthur Boué, „Läufer“ von Göh, eine eigenartige Büste von Klett, ein einfach und fest gesehenes „Pferdebildnis“ von Kuebart, ein „Bogenschieße“ Kevin-Fundes, einfache Tierstudien von Ballenberg (immerhin anerkennenswert), eine „Badende“ von Pöppelmann (seit Klinger sehr beliebt und mehrfach hier vertreten), eine im Fluß der Bewegung leichte Figur „Trinkendes Mädchen“ von Seifert, sachliche Bildnisse von Steiner (neben so viel Hohlheit sich heraushebend) — das sind etwa die Werke, die einem auffallen. Doch muß man sich immer gegenwärtig halten, daß unter Blinden der Einäugige König ist.

Daß es eine einfache Kunst giebt, die ruhig und ehrlich sucht und ihre stillen Wege für sich geht, das merkt man hier nicht. Man hat den Eindruck, es wird hier nur für das Publikum gearbeitet und bewährte Motive werden ausgemünzt und ausgeschladhtet. Die Plastik ist die herbste Kunst und will zum Menschen, zum Körper hinführen.

Darauf kommen sie hier nicht. Süßlichkeit, Gesellschaftskunst auch hier; es fehlt jede ewige Note. Nun sind so und so viel Alte hier, in allen möglichen Stellungen, und kein einziger zeigt ein ernstes, künstlerisches Naturstudium. Es sieht alles wie Elisch aus. Wo vielleicht noch Arbeit hintersteht, da sind die Linien so zahm und alles Wollen ist so matt, daß man nur mit Ueberwindung dieses an sich doch Selbstverständliche zugiebt.

Witten im Ehrensaal steht eine konventionelle und hohle Reiterstatue, Herzog Wilhelm von Braunschweig. In den Dimensionen, wie üblich groß. Alles künstlerische ist daran aufs kleinste Minimum zusammengeschrumpft und beinahe verflüchtigt. Die freie Vereinigung der Graphiker strebt danach, ihrer Kunst ein künstlerisches Niveau zu erhalten. Es sind der Hauptsache nach jüngere Kräfte, die hier zu Worte kommen. Daher spürt man hier mehr Regsamkeit. Es sind da manche interessante Arbeiten, die der Technik gemäß sich fein herausarbeiten. Zu nennen ist da ein Rahmen mit Arbeiten von Besedow, ein Schlußblatt von Börner (eine Leistikow-Landschaft, sehr großzügig), eine „Abendstimmung“ von Heinrich, Georg Jahn, Holzschnitte und Radierungen des fleißigen Hans Neumann jun., der mit einfachen Farbbelegungen operiert, Otto Rasch (Am Weiser), Radierungen von Sander (Landschaften) und Strud.

Der „Verband deutscher Illustratoren“ zeigt hier die meiste Regsamkeit. Viel junge Kräfte arbeiten hier mit. Und den meisten modernen Zeichnern begegnen wir hier, wenn die allerbesten Namen auch fehlen. Es kommt dadurch eine erfreuliche Lebendigkeit der Pshygnomie heraus. Diese Sätze sind interessant. Namen können hier nicht genannt werden. Es sind wohl an 200 Namen, und die meisten Arbeiten zeigen Charakter. Auf diesem Umwege kommen manche hier hinein, deren Bilder in der Seceffion hängen. So hat auch L. v. Hofmann ein töniges Blatt hier.

Zum Schluß ist kurz noch folgendes zu sagen. Diese Künstler, die hier die Herren sind, gehören meist der alten Generation an. Und es ist nur eine Frage der Zeit, dann müssen sie vom Kampfplatz abtreten. Sie hatten vielleicht immerhin einen gewissen technischen Fleiß und strebten in ihrer Art nach ehrlicher Arbeit, obgleich sie nicht wußten, wofür sie das alles recht verwenden sollten. Und so verlagern sie immer mehr. Der Nachwuchs, den sie sich auswählen nach äußeren Gesichtspunkten, hat nicht mehr die Verechtigung, so inhaltslos zu sein und so oberflächlich, da die Zeit eine andre wurde. So schaden die Alten sich selbst und die Dede pflanzt sich immer trübseliger fort unter dem Nachwuchs, deren Streben eitle Liebdienererei wird. So versäumen diese akademischen Kunstgenossenschaften, sich rechtzeitig zu erneuern, wie es der Zeit entspräche. Sie geben die Waffen aus der Hand.

Solange die Kunst an dem einen Arm die Regierung, an dem andern den Restaurationsbetrieb führt — man hörte in der Zeit vor der Eröffnung immer nur von der Umwandlung der Gartenanlagen und der Restaurants, nie von irgend welchen künstlerischen Neuerungen — so lange wird wohl der Zulauf der Menge sich erhalten. Die Herren werden wissen, weshalb sie das zulassen. Wo bliebe das Publikum, zöge nicht diese Attraktion, die aus einer kunstbarbarischen Zeit stammt, in der das Publikum durch solche Mittel herbeigezwungen werden mußte. Raffiniert mag diese Verquickung von Essen und Trinken und Gartenmusik mit der Kunst sein. Aber selbst von dem niedrigsten unter den Malern da drinnen sollte man doch immer noch annehmen, es müßte ihn peinlich berühren, wenn die Mehrzahl der Leute in der Pause zwischen zwei Musikstücken an seinen Arbeiten vorbeischaubert, in die er doch ein Stück Zuerlichkeit hineingelegt haben sollte und zum mindesten doch längere Arbeit darauf verwandt hat. Wie soll das Publikum die Achtung haben vor dem Werke, das der Künstler selbst so mißachtend unter die Menge stößt? Die Künstler müßten doch die ersten sein, die dagegen protestieren. Und, da sie es nicht thun, ist das nicht schon ein Urteil, das sie selbst gegen sich aussprechen? —

Ernst Schur.

## Kleines feuilleton.

11. Das Leben der Hefepilze. Die Hefepilze, die wie die Weinhese die Gärung in den geistigen Getränken hervorgerufen, müssen wohl in der Natur in sehr großer Menge verbreitet sein. Denn sie sind stets auf den Früchten vorhanden, in denen alkoholische Gärung möglich ist. Es fragt sich nun, wo diese Hefepilze oder Saccharomyces herkommen und wo sie den Winter zubringen. Von einem Alkohol-Hefepilz, der aber seinen Namen nicht mit Recht führt und wahrscheinlich nicht zu den eigentlichen Saccharomyces gehört, wußte man, daß er in der Gartenerde überall vorhanden ist und hier auch den Winter zubringt. Von den eigentlichen Hefepilzen hatten indes Pasteur und andre bedeutende Forscher behauptet, daß sie nicht in der Erde, sondern im Darmkanal von Insekten oder in den Excrementen pflanzenfressender Tiere überwinterten. Nun hat aber Emil Chr. Hansen durch genaue Untersuchungen („Centralblatt für Bakteriologie“) nachgewiesen, daß die Hefepilze von einer Fruchtzeit bis zur andern in der Erde sich aufhalten, ja daß sie sogar drei Jahre lang in der Erde zubringen können, ohne zu Grunde zu gehen. Sie sind nicht nur in Gärten oder in der Nähe von diesen im Boden verbreitet, sondern auch an Orten, die sehr weit ab von Gärten liegen. Da diese Hefepilze an

ihrer Gestalt nicht sicher zu erkennen sind, so hatte Hansen sehr umständliche Kulturversuche mit ihnen vorzunehmen. Trotzdem gelang es ihm schließlich zu zeigen, daß die Hefepilze am meisten in Gärten verbreitet sind und daß ihre Häufigkeit mit der Entfernung von diesen abnimmt. Allein in der Umgegend von Kopenhagen, wo ein Teil der Versuche angestellt wurde, waren die Pilze überall und zu jeder Jahreszeit vorhanden. Hansen führte seine Untersuchungen aber zum Teil auch am Fuße der Alpen aus, und hier zeigte es sich, daß in größerer Entfernung von den Gärten nach der Höhe zu die Hefepilze immer seltener wurden, und daß schließlich ein Punkt erreicht wurde, wo sie gänzlich aus dem Erdrreich verschwinden. Die Erde ist jedenfalls der gewöhnliche Ort für die Ueberwinterung der Pilze, selbst in Italien überwintern sie in der Erde. Ueberhaupt findet man sie im Winter nur ausnahmsweise anderswo als im Boden. Da sie aber im Winter in der Erde in reichem Maße nachgewiesen werden konnten und hier selbst Jahre lang zubringen können, so ist der Beweis dafür erbracht, daß die Hefepilze normalerweise im Boden überwintern. In den Säften der Früchte haben sie jedoch ihre Brutstätte, wo sie sich vermehren. Seltener und schwächer geht die Vermehrung auch in den Flüssigkeiten der Erde und selbst im Wasser vor sich. In diesen Medien pflanzen sich wohl jene Hefepilze fort, die weit von Gärten gefunden werden. Vom Boden zu den Früchten und umgekehrt werden die Mikroorganismen durch Insekten verklebt und durch den Wind transportiert. Bei dieser Reise trocknen die Hefepilze freilich leicht aus, doch sind ihre Sporen weit widerstandsfähiger. So erklärt es sich ebenfalls, daß die Hefepilze noch in weiten Entfernungen von Fruchtgärten in so großer Anzahl gefunden werden. —

## Geographisches.

— Die Erforschung des oberen Qualaba hat im Jahre 1903 durch die Reisen des Franzosen Lattes eine bedeutende Erweiterung erfahren. Lattes Ergebnisse sind jetzt im „Mouvement géographique“ unter Beigabe von Kartenstücken veröffentlicht worden. Danach begannen die Untersuchungen an den Schnellen von Konde (9 Grad 10' südlicher Breite), wo der Qualaba eine Breite von nur 30 Meter besitzt. Er wird dort von Hügeln zusammengepreßt, und es ist schwer, selbst in Booten über jene Schnellen hinwegzukommen. Die obere Grenze der Dampfschiffahrt dürfte daher ein wenig weiter abwärts, bei der Insel Katonga, liegen. Von dort ab fließt der Qualaba ruhig und in einer Breite von 150—200 Meter bis zum Gebiete der Seen, die er entweder, wie den Kiffalee, durchströmt, oder mit denen er durch Nebenarme in Verbindung steht. Die Tiefe wechselt in diesem Stromstück sehr erheblich, Schwierigkeiten sind aber nur beim Austritt aus den Kiffalee vorhanden. Der vor 30 Jahren von Cameron entdeckte Kiffalee oder Kifondiassee ist ein im allgemeinen flaches, zur Regenzeit weit über seine Ufer tretendes Gewässer von 3 bis 5 Meter Tiefe zur Trockenzeit, mit morastigem Grunde, ohne Strömung und mit vielen schwimmenden Schilfsümpfen. Die Ufer des ausfließenden Qualaba vervielfachen sich, und es wäre hier erst die geeignete Fahrstraße festzustellen. Erst 10 Kilometer abwärts begrenzen wieder feste Ufer den Strom, der zwar noch flach bleibt (3 Meter in der Trockenzeit), aber überall schiffbar ist. Die Breite bis Anoro, d. h. bis zur Einmündung des Luwua oder Luapula, des östlichen Quellarms des Kongo, beträgt 100—300 Meter. Weiter abwärts bis zum Fall von Dia („Porte d'Enfer“) 5 Gr. 20' j. Br., hat der Qualaba eine mittlere Breite von 500 Meter und zur Trockenzeit geringe Tiefe; die Ufer sind meist niedrig und in der Regenzeit weit überschwemmt. Immerhin können auch hier flachgehende Dampfer überall durchkommen. Der Fall von Dia ist, wie man seit langem weiß, für die Schifffahrt ein unüberwindliches Hindernis; dort beginnt daher das südlichste Glied in der Kette jener geplanten Bahnen zur Umgehung der Fälle des oberen Kongo. Das Ergebnis der Untersuchungen Lattes wird als im allgemeinen günstig angesehen; denn es scheint danach, daß der Qualaba von Katonga bis Dia, d. h. auf eine Strecke von 640 Kilometer für Dampfer von 1 Meter Tiefgang benutzbar, also ein leidlich brauchbarer Verkehrsweg ist. Auch den Lufira, der von Süden her in den Kiffalee mündet und daher als Nebenfluß des Qualaba zu betrachten ist, hat Lattes ein Stück aufwärts untersucht; er ist für Dampfer 54 Kilometer weit fahrbar, aber nur zur Hochwasserzeit. —

## Notizen.

- Der Dichter und Kunsthistoriker Hermann Rollett ist 84 Jahre alt, in Baden bei Wien gestorben. —
- Die Premiere von Holzogens Lustspiel „Ein unbefriedenes Blatt“ im Schiller-Theater O. ist auf Sonnabend beschoben worden. —
- Jon Lehmann hat eine Komödie „Die höchste geliebte Jungfrau“ beendet. —
- Henry Verens neues Mimodrama „Der kleine Korse“ erzielte bei der Premiere im Stuttgarter Hoftheater einen schönen Erfolg. —
- Im Münchener Residenztheater fand G. v. Trostkaus Drama „Der Preis“ bei der Erstaufführung keinen Beifall. —